

die zwischen 1975 und 1990 geboren wurden. Diese Generation unterscheide sich maßgeblich von den vorangegangenen, sie sei »die erste Generation, die mit dem globalem Kapitalismus aufwächst und für die Arbeit und Beruf, ja die gesamte Welt jenseits von Familie und Nahwelt, zu einem Ort der Unsicherheit und der subtilen Entfremdung geworden ist.«⁷

Bereits im Korpus zeigt sich ein erster Befund: Berichten die Angehörigen der »APO-Generation«⁸ und diejenigen der *Neuen Sozialen Bewegungen* noch selbst- und sendungsbewusst von ihren Erfahrungen, wird die Position der Millennials nicht von einem Angehörigen der respektiven Alterskohorte ausgebreitet. Welche Probleme bzw. formalen Implikationen dies hat, wird im dritten Unterkapitel herausgearbeitet.

Durch die Auswahl der Romane soll zudem ein möglichst breites Panorama der Formen des engagierten Erinnerungsromans im Hinblick auf alternative Lebensmodelle entfaltet werden. Im Korpus findet sich daher eine autobiografisch markierte Erinnerungsschrift, eine Ausprägung des Thesenromans und ein Millennial-Bildungsroman.

Ich werde zeigen, wie die Romane mit verschiedenen ästhetischen Verfahren den Erinnerungsdiskurs anreichern und dass dies mitunter zu ›Kollisionen‹ mit der jeweiligen Romanform führt. Es soll herausgearbeitet werden, inwiefern die erinnerungspolitischen Einsätze als formbildendes Element in die Romane eingehen. Gleichzeitig liegt ein Augenmerk der Analyse auf den Leerstellen der in den Texten verhandelten Stoffe. Was wird in den Romanen aus welchen Gründen *nicht* zum Thema erhoben?

1 Ulrike Heider: *Keine Ruhe nach dem Sturm* (2001)

Der Roman *Keine Ruhe nach dem Sturm* der Journalistin und Autorin Ulrike Heider erschien 2001 im Verlag Rogner & Bernhard bei Zweitausendeins⁹ und erfuhr 2018 eine Neuauflage bei Bertz+Fischer.¹⁰ In diesem autobiografisch beglaubigten Text berichtet eine Ich-Erzählerin aus einer informierten und kritischen *Ex-post*-Perspektive von ihrem persönlichen und politischen Werdegang und schildert den Beginn, den Zerfall und das Nachleben der 68er-Studierendenbewegung in Frankfurt, der auch sie angehörte, wenngleich stets als Außenseiterin. Die aus bildungsbürgerlichem Elternhaus stammende Ich-Erzählerin bleibt ihrer Selbstdarstellung gemäß ihren politischen Überzeugungen stets treu; sie versteht sich durchweg als Anarchistin, die sich von einem bürgerlichen Lebensentwurf emanzipieren möchte. Der Roman wird entlang der verschiedenen Wohnsituationen erzählt, in denen sich je eine politische Strömungszugehörigkeit oder eine Lebensphase der Autorin verdichtet, und er endet mit dem Erwerb einer Eigentumswohnung in New York.

Keine Ruhe nach dem Sturm wurde überwiegend positiv rezensiert,¹¹ wobei vor allem hervorgehoben wurde, dass Heider feinfühlig, ohne persönlichen Groll und mit viel Un-

7 Ebd.

8 Ebd.

9 Ulrike Heider: *Keine Ruhe nach dem Sturm*. Hamburg 2001.

10 Heider: *Keine Ruhe nach dem Sturm*.

11 Gerhard Hanloser: Ulrike Heider, *Keine Ruhe nach dem Sturm*. In: Sozial.Geschichte Online (2018) 23, S. 289-296; Peter Nowak: Spontis, Maoisten, Feministen [http://peter-nowak-journalist.de/tag/

terscheidungsvermögen die politische Szene Frankfurts um und nach 1968 verhandelt. So lobt Sabine Peters im *Freitag*, dass die Autorin ihre »Lebenserinnerung«¹² nicht dazu nutze, mit früheren Genoss*innen abzurechnen, sondern einen auch ihrer Außenseiterposition geschuldeten analytischen Blick auf die Entwicklung der »68er-Bewegung« habe. Heiders politische Positionen hätten von 1968 bis heute eine Kontinuität, »die einem einleuchtet, die einen erfreut – wenn man denn nicht misstrauisch wird und sich fragt, ob dieses ja durchaus uneitle ›Zu-sich-Stehen‹ tatsächlich in einem Leben möglich sein kann.«¹³ Gerald Fricke hebt in der *jungen Welt* ebenfalls hervor, dass es Heider nicht um Abrechnung, aber »auch nicht um Verklärung oder Schützengrabenromantik«¹⁴ gehe.

In den Rezensionen fällt die Genrezuordnung des Textes unterschiedlich aus, wobei die autobiografische Markierung von allen Rezensent*innen hervorgehoben wird, was sich mitunter in der Gleichsetzung von Heider und der Erzählerin niederschlägt. Nach Heide Platen kann der Text verschiedenen Genres zugeordnet werden: »Eine Lebensgeschichte, ein autobiografischer Entwicklungs-, ein Schlüsselroman? Das alles ja, aber Ulrike Heiders Buch ist außerdem eines der bisher seltenen authentischen Zeitdokumente der antiautoritären Revolte der späten Sechziger-, der Studentenbewegung und deren Zersplitterung in den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts.«¹⁵ Peter Nowak charakterisiert den Text als »Erlebnisbericht«¹⁶ und konstatiert: »Der Schluss ist märchenhaft.«¹⁷ Gerhard Hanloser urteilt: »Das Buch zählt zu den genauesten halbbiographischen Veröffentlichungen zur Fundamentalopposition der 68er.«¹⁸ An anderer Stelle charakterisiert er den Text als »autobiografische[n] Roman«.¹⁹ Die paratextuelle Rahmung der neu aufgelegten Ausgabe bei *Bertz+Fischer* enthält keine Genrebestimmung.

Der Roman wird nicht chronologisch erzählt, sondern in die Schilderungen der Frankfurter Zeit werden intermittierende Prolepsen ihres späteren Aufenthalts in New York eingeflochten, und *vice versa* finden sich zwischen den Passagen, die von New York handeln, Analepsen aus der Frankfurter Zeit. Die Chronologie des autobiografischen Stoffs wird dadurch gebrochen und ein so ein literarischer Synthetisierungsprozess sichtbar gemacht. Auch das erwähnte Ausbleiben einer persönlichen politischen Entwicklung der Autorin (hinsichtlich ihrer politischen Selbstdarstellung) ist für das Genre der Autobiografie ungewöhnlich und deutet auf eine literarische Bearbeitung hin. Gleichzeitig fungieren die in den Text aufgenommenen sechs Schwarz-Weiß-Fotos als

ulrike-heider-keine-ruhe-nach-dem-sturm/ (28.06.2019)].; Heide Platen: Brötchen mit Adorno [https://taz.de/!1122195/ (28.06.2019)].

12 Sabine Peters: Angst vor dem Chaos [https://www.freitag.de/autoren/der-freitag/angst-vor-dem-chaos (28.06.2019)].

13 Ebd.

14 Gerald Fricke: Putzplan für Stalin [https://www.jungewelt.de/loginFailed.php?ref=/artikel/27955.putzplan-f%C3%BCr-stalin.html (28.06.2019)].

15 Platen: Brötchen mit Adorno.

16 Nowak: Spontis, Maoisten, Feministen.

17 Ebd.

18 Hanloser: Ulrike Heider, Keine Ruhe nach dem Sturm, S. 290.

19 Gerhard Hanloser u. Ulrike Heider: »...eine große Erleichterung« [https://www.neues-deutschland.de/artikel/79145.eine-grosse-erleichterung.html (28.06.2019)].

autobiografische Beglaubigung. Neben Fotos von den beiden Hauptschauplätzen des Romans, Frankfurt und New York, ist die Autorin als junge Frau im Jahr 1971 portraitiert. Der Romantext schließt mit einem aktuellen Bild der Autorin aus dem Jahr 2018. Anschließend ist ein ausführliches Glossar angehängt, in dem historische Personen und die im Roman erwähnten politischen Organisationen erklärt und eingeordnet werden. Ein solches Glossar gab es in der 2001 im Verlag Rogner & Bernhard bei Zweitausendeins erschienenen Ausgabe noch nicht. Die Vermutung liegt nahe, dass im Erscheinungsjahr 2018 (dem 1968er-Jubiläum) eine neue Leser*innenschaft angenommen wurde, die zu den damals bekannten Personen und Organisationen keinen Bezug mehr hat. Im Hinblick auf die Rezeption anderer Alterskohorten schreibt Karin Beindorff im *Deutschlandfunk*:

Und gerade für jüngere Leser, die die Zeit der Protestbewegung nicht mehr aus eigener Anschauung kennen, ist Ulrike Heiders Buch eine lesenswerte Einführung.²⁰

In Anlehnung an Koppetsch ließe sich sagen, dass sich in der im Roman erzählten Geschichte der Erzählerin »ein Stück Geschichte der Bundesrepublik [dokumentiert]«:²¹ Verhandelt wird die Rebellion gegen und der »Ausbruch aus der beklemmenden Provinzialität der deutschen Nachkriegsepoche«²² und die sich hieraus entwickelnde Ausdifferenzierung der Protestbewegung.

1.1 Was möglich schien. Anfänge der Studierendenproteste in Frankfurt

Die Erzählerin schildert die Anfänge der Frankfurter Studierendenproteste zunächst mit großer Begeisterung. Die Aufbruchsstimmung und das Möglichkeitsdenken beflügeln ihre Imagination und lassen bei ihr das Gefühl der konkreten Veränderbarkeit der Gesellschaft entstehen:

Die von meinen Kommilitonen gestörten Vorlesungen, die mit Parolen beschmierten Wände, der durcheinandergebrachte Lehrbetrieb und der Stolz, der dem Verstoß gegen die Regeln entspringt, erfüllten mich mit einem neuen Lebensgefühl. Nichts musste so bleiben, wie es war. Alles war veränderbar. Die an den Hebeln saßen, würden nicht für immer dort bleiben.²³

An anderer Stelle heißt es: »Vieles war in diesen Jahren möglich, vieles, das man sich heute kaum mehr vorstellen kann.«²⁴ Eine Utopie, die sich in doppelter Abgrenzung sowohl von der BRD als auch von der DDR unterscheiden sollte, wird von der Erzählerin *ex negativo* skizziert:

Alles musste verändert werden, überall galt es gleichzeitig anzusetzen. [...] Eine egalitäre Gesellschaft ohne Militär und autoritären Staat, ohne Hierarchien, Zwangs-

20 Karin Beindorff: Ulrike Heider: Keine Ruhe nach dem Sturm [https://www.deutschlandfunk.de/ulrike-heider-keine-ruhe-nach-dem-sturm.730.de.html?dram:article_id=101728] (28.06.2019)].

21 Koppetsch: Die Wiederkehr der Konformität, S. 96.

22 Ebd., S. 100.

23 Heider: Keine Ruhe nach dem Sturm, S. 74-75.

24 Ebd., S. 49.

kollektive, Parteibonzen, Grenzpolizisten, Gesinnungsspitzel, konservative Parlamentarier, duckmäuserische Universitätsbürokraten, schamlose Schmierjournalisten, prügelnde Eltern, brüllende Lehrer, zensierende Funktionäre und moralisierende Pfaffen.²⁵

Schon die Ahnung aber, dass es vielleicht auch anders ginge, dass gute Noten in der Schule, Erfolg an der Universität und im Berufsleben vielleicht nicht das Maß aller Dinge sind und der Hang zum Wettbewerb nicht in der Natur des Menschen verankert, ließ mich mit neuen Augen in die Welt und auf mein eigenes Leben blicken.²⁶

Die Erzählerin ist begeistert von der anfänglichen Toleranz der Bewegung gerade für die von der Nachkriegsnorm abweichenden Lebensentwürfe. Diese Offenheit wird kurzzeitig zur politischen Strategie der Bewegung, die sich auf Herbert Marcuses Randgruppenstrategie²⁷ beruft. Gemäß dieser sei das revolutionäre Subjekt in den westlichen Gesellschaften nicht mehr das klassische Industrieproletariat, das seinen Frieden mit den Verhältnissen gemacht habe. Allein die sozial Ausgegrenzten, welche die Unerträglichkeit der Verhältnisse unmittelbar selbst erfahren, würden die Notwendigkeit der revolutionären Umgestaltung der Gesellschaft erkennen. Heimkinder, Arbeits- und Obdachlose sowie Insass*innen psychiatrischer Einrichtungen wurden demgemäß zum revolutionärem (Ersatz-)Subjekt. Im Roman werden die ›Randgruppen‹ durch Insass*innen aus »jener für ihre grausame Pädagogik berüchtigten Erziehungsanstalt«²⁸ namens Staffelberg figuriert. Diese wurden vom SDS 1969 ›befreit‹ und auf die Wohngemeinschaften der Studierenden verteilt. Die Hoffnung war, dass diese Befreiten,

die die Grausamkeit staatlichen Autoritätsmissbrauchs so früh am eigenen Leibe erfahren hatten, ihr Leiden bald als gesellschaftlich bedingtes verstehen würden. Man müsse es ihnen nur erklären. Stabilisiert von der humanen Atmosphäre der linken Solidarität, noch empört aber vom Unrecht, das ihnen angetan ward, würden sie dann ihre Wut in den Willen zur Veränderung umsetzen und unbestechliche Revolutionäre werden.²⁹

Die als subproletarisch bezeichneten jungen Erwachsenen enttäuschen die in sie gesetzte Hoffnung jedoch sehr bald, wie im Roman anhand einer Figur mit dem sprechenden Namen Terror-Karli vorgeführt wird. Dieser »vitale[...], sehr junge[...] Mann mit barocken Muskelpaketen«³⁰ terrorisiert volltrunken die zumeist hilflosen Bewohner und Bewohnerinnen des Studierendenheims Kolbheim, in dem die Erzählerin lebt.

Minderheiten und Randgruppen haben auch nach diesen Episoden einen Sympathievorschuss der Erzählerin, doch als politische Bündnispartner*innen oder verlässliche Mitbewohner*innen können sie nicht mehr gelten. So scheitert die Randgruppenstrategie sowohl auf zwischenmenschlicher als auch auf politischer Ebene:

25 Ebd., S. 50.

26 Ebd., S. 49-50.

27 Vgl. Herbert Marcuse: Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft. München 2008.

28 Heider: Keine Ruhe nach dem Sturm, S. 107.

29 Ebd.

30 Ebd., S. 105-106.

Dass eine Bewegung, der Studenten, wenige junge Arbeiter, junge Lumpenproletarier und ein paar ältere mittelständische Nonkonformisten anhängen, auf Dauer nicht viel würde ausrichten können, dachten nach 1969 fast alle Beteiligten.³¹

Die Begeisterung der Erzählerin für die anfangs tolerante Bewegung mit ihren Freiheitsversprechen lässt im Verlauf des Romans nach, vor allem, weil sie sich in keiner der entstehenden politischen Strömungen zuhause fühlt. Weder die ›lumpenproletarischen‹ Staffelterberger noch die sogenannte Putztruppe um Joschka Fischer, aus denen die streng disziplinierten maoistischen bzw. stalinistischen K-Gruppen hervorgingen, noch deren antiautoritärer Gegenpart, die Spontis, können für sie eine überzeugende Lebensform anbieten. So wirft die Ich-Erzählerin, angeregt durch ihren temporären Freund Mahi, einen Seitenblick in das Ausland und die dort geführten Kämpfe. Mahi floh als Gegner des Schahs von Persien vor »Gefängnis, Folter oder Tod«³² und war in der Konföderation iranischer Studenten (CISNU) organisiert. Die Exiliraner galten als verlässliche Teilnehmer bei militanten Demonstrationen und wurden beispielsweise gerufen, um die besetzte Frankfurter Universität von Neonazis zu befreien. Als ›Revolutionäre der Dritten Welt‹ wurden sie von den Studierenden respektiert und bewundert. Der faszinierte Blick der Ich-Erzählerin auf die persischen Genossen ist exotisierend, wenn sie etwa von deren Konfrontation mit den deutschen Neonazis berichtet. Sie werfen sich mit »südländischem Temperament«³³ in den Kampf, und resümierend heißt es weiter:

Deutsche Neofaschisten waren damals stumpfgesichtige, halbschwachsinnig wirkende Kerle von primitiver Gewalttätigkeit. Die persischen Revolutionäre mit ihren olivenfarbigen, markanten Gesichtern und großen, dunkeln Augen hoben sich davon ab wie Engel von Teufeln.³⁴

Mahi träumt davon, mit der Ich-Erzählerin in seiner Heimat für die Revolution zu kämpfen, sie hingegen weiß, dass sie ihr Leben nicht einem Mann widmen möchte, und so scheitert die Beziehung schließlich auch an kulturellen Differenzen. Als Mahi klar wird, dass sie nicht bei ihm bleiben wird, »verlor [er] plötzlich alle Haltung und Fassung, verwandelte sich in ein hilfloses Kind, geschüttelt von einem Weinkrampf«.³⁵

Dieser Exkurs macht deutlich, dass es sich in der Geschichte der bundesdeutschen Widerstandsbewegungen, so wie sie in den hier untersuchten Romanen erzählt wird, um eine weiße und – hier ist Heider die Ausnahme der Regel – männliche Perspektive handelt. Zwar wird sich mitunter emphatisch und solidarisch auf antikoloniale Befreiungskämpfe bezogen, doch in der Perspektivierung und der Anlage der Romane kommen die Stimmen der Subalternen selten und wenn, dann stets vermittelt zu Gehör.³⁶

31 Ebd., S. 82.

32 Ebd., S. 63.

33 Ebd.

34 Ebd.

35 Ebd., S. 71.

36 Vgl. Gayatri Chakravorty Spivak, Hito Steyerl, Alexander Joskowicz u. Stefan Nowotny: Can the subaltern speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation. Wien 2008.

Die Erzählerin bleibt, abgestoßen von der ›preußischen Disziplin‹ der K-Gruppen, weiterhin im Umfeld der Spontis. Doch auch hier kann sie nicht ankommen, sondern hat zahlreiche, stellenweise ins Absurde gehende Diskussionen und Auseinandersetzungen mit ihren Genoss*innen. Gegen einen von ihr vorgeschlagenen Putzplan haben die anarchistisch eingestellten Mitbewohner*innen prinzipielle Einwände:

Sie seien Anarchisten, sagten sie, also für Spontaneität und gegen Organisation. Ich las ihnen eine Passage von Bakunin über die Organisation vor. Das sei kein Anarchismus, damit könne man sich den Arsch wischen, sagte Volker. Ob er das Bad dann vielleicht spontan putzen werde, fragte ich. Nein, sagte er, da habe er keinen Bock dazu.³⁷

Auf den in ihren Augen stalinistischen Putzplan lässt sich niemand ein, was zur Folge hat, dass die gesamte Wohnung verkommt. Die häufig verzweifelte Erzählerin ist als weibliche Außenseiterin der Macht, die in diesem machohaft aufgeladenen Spontaneismus enthalten ist, ausgeliefert und macht in diesen Passagen die Erfahrung, dass demokratische Aushandlungsprozesse, zumindest in ›ihrem‹ besetzten Haus in der Schubertstraße, zunehmend verdrängt werden. So werden freie Zimmer nicht mehr qua Abstimmung vergeben, sondern,

[w]er ›spontan‹ als Erster einen Schrank in eine Ecke stellte und sagte, das sei sein Zimmer, konnte dableiben, wenn er nur unverschämt genug war, auf seinem usurpierten Recht zu bestehen. Von der Demokratie, über die wir im Kolbheim noch so angestrengt nachgedacht hatten, war nichts übrig geblieben. Und mit ihr war alles Humane und Tolerante verschwunden, das mich der Studentenbewegung zugeführt hatte. Was den K-Gruppen schon in ihrem einseitigen Glauben an den ›Primat der Politik‹ gelungen war, das schafften die mehr und mehr auf Lebenskultur konzentrierten Spontis auf scheinbar entgegengesetzte Weise.³⁸

Im Roman wird ein Erfahrungswissen über die Studentenbewegung aus der Binnenperspektive der beteiligten Erzählerin verhandelt, das sich voreiligen Generalisierungen oder Denunziationen zu entziehen versucht. Sie, die sich nicht als Renegatin versteht, ordnet ihre individuellen Erfahrungen stets analytisch ein. So konstatiert sie nach obigem Zitat, dass in den meisten anderen besetzten Häusern der Spontis »zumindest dem Anspruch nach Demokratie [herrschte]«. ³⁹

Die Schilderungen ihrer Erlebnisse reichern die Erinnerung an die Sponti- und Hausbesetzer*innenszene um eine weibliche Perspektive an, die sich in einem Umfeld bewegt, das häufig alles andere als solidarisch ist. So schildert sie etwa die versuchte Vergewaltigung eines Marc, der in ihr Zimmer eindringt und dem sie nur durch einen Sprung vom Balkon entkommen kann. Obwohl Marc bereits als Vergewaltiger bekannt war und vom Häuserrat Hausverbot erteilt bekommen hat, lassen die Mitbewohner*innen der Erzählerin den muskulösen Mann nach wie vor ins Haus. Nachdem sie ihnen vom Vergewaltigungsversuch erzählt, erlebt sie folgende Reaktion:

37 Heider: Keine Ruhe nach dem Sturm, S. 185.

38 Ebd., S. 195.

39 Ebd.

Gudrun musterte mich kritisch und meinte dann ›Was glaubst du, wie lange der braucht, bis er so was macht. Da muss es ihm wirklich schlecht gegangen sein.‹⁴⁰

Dennoch bleibt die Erzählerin auch nach diesem Vorfall im Haus wohnen und versucht mit ihrem Freund Fred zu »retten was zu retten sei«.⁴¹ Diese kräftezehrenden experimentellen Wohnformen, in denen sich die Erzählerin zunächst aufhält, entstehen als Konsequenz einer Kritik an der als beengend und konservativ empfundenen bundesdeutschen Nachkriegsnorm mit der Kleinfamilie als ideologischer Keimzelle. In einem Interview mit Walter Hanser in der *jungen Welt* äußert Heider sich dazu wie folgt:

Direkt umgesetzt, allerdings nur in Bezug auf das persönliche Leben, wurde von vielen, was man den Schriften des Wilhelm Reich entnahm: die Vorstellung von Sexualität als einer alles prägenden Kraft, die Ablehnung der Kleinfamilie, die Zweierbeziehung ohne Treueversprechen, die Experimente mit Promiskuität.⁴²

Im Roman referiert die Erzählerin diese Perspektive:

Weniger dem Vater als solche als der von ihm beherrschten Kleinfamilie galten Zorn und Verachtung. Diese Familie, noch immer Hort feudaler Autoritätsverhältnisse, wurde nun nicht nur für die Feigheit der Deutschen in der Nazizeit mitverantwortlich gemacht, sondern auch für den Konservatismus der Bundesrepublik, von dem man glaubte, dass er den Faschismus reproduzieren werde. Die Zwangsgemeinschaft sexuell frustrierter, zerstrittener und strafend erziehender Eltern mit ihren Opfern, den Kindern, galt als Brutstätte faschismusanfälliger Mentalität.⁴³

Vor diesem Hintergrund entstand ausgehend von der 68er-Bewegung das alternative Milieu mit »neue[n], autonome[n] Lebensformen und neue[n] Subjektmodelle[n]. Eine neue nachindustrielle Mittelschicht bildete sich heraus, die Werte wie Selbstverwirklichung, Bildung und Individualität verkörperte.«⁴⁴ In der umfangreichen Schilderung der Wohnumstände der Erzählerin manifestiert sich der Stellenwert der autonomen und von der Familiennorm unterschiedenen Lebens- und Wohnform.

1.2 Kein richtiges Wohnen im Falschen

Die Wohnsituationen der Erzählerin strukturieren den Text, und in ihnen wird neben der persönlichen Situation der Erzählerin auch die je aktuelle politische Situation innerhalb der 68er-Bewegung angedeutet. Im Folgenden werden die Wohnsituationen der Erzählerin analysiert, um zu zeigen, dass sich in diesen eine Entwicklungstendenz ausmachen lässt, die vom Politischen ins Private, vom großen und kollektiven Wohnzusammenhang in kleinere, insuläre Formen des Wohnens übergeht und damit eine gesamtgesellschaftliche Tendenz ins Bild setzt.

40 Ebd., S. 207.

41 Ebd., S. 208.

42 Walter Hanser u. Ulrike Heider: »Belesen zu sein war cool« [<https://www.jungewelt.de/loginFailed.php?ref=/artikel/118135.belesen-zu-sein-war-cool.html> (28.06.2019)].

43 Heider: Keine Ruhe nach dem Sturm, S. 51.

44 Koppetsch: Die Wiederkehr der Konformität, S. 96.

Zunächst wohnt die Erzählerin bei ihren Eltern und besucht das elitäre Lessing-Gymnasium mit konservativen und äußerst strengen Lehrer*innen. Die Wohnung ihrer Eltern fungiert auch als Augenarztpraxis des Vaters; abends ist sie Treffpunkt von Künstler*innen, Wissenschaftler*innen und Bohemiens. Damit wird die bildungsbürgerliche Herkunft der Erzählerin ausgewiesen. Als Studentin zieht diese in das legendäre Kolbheim in Frankfurt, ein Studierendenheim, das als Geburtsort des *Sozialistischen Deutschen Studentenbunds* (SDS) gilt. Das Kolbheim erfährt die Erzählerin als heterotopen Ort der Freiheit und der Toleranz. Diese positiven Erfahrungen mit der frühen Studierendenzone nehmen sie für die Bewegung ein.

Nach der Ausdifferenzierung der Szene in eine autoritäre und eine antiautoritäre Strömung zieht sie in ein besetztes, halblegales Haus in der Schubertstraße 27. Hier wohnt sie mit sogenannten Spontis⁴⁵ zusammen, und ihr Alltagsleben ist zumeist geprägt von harten Auseinandersetzungen mit verschiedenen Mitbewohner*innen. Die Erzählerin resümiert:

Nichts an diesen angeblich linksradikalen Genossen erinnerte an die Versammlung kritischer und engagierter Außenseiter, als die mir einst der SDS erschienen war. Wieder fühlte ich mich unzugehörig und hoffnungslos fremd, ein bekanntes, fast vertrautes Gefühl.⁴⁶

Sie zieht schließlich aus und wohnt gemeinsam mit dem homosexuellen Freund Georg, Mitglied in der *Roten Zelle Schwul* (RotZSchwul), um daraufhin alleine zwei verschiedene Ein-Zimmer-Wohnungen zu beziehen, in denen sie zwischenzeitlich mit ihrem Partner Ludwig lebt. Nachdem die Beziehung endet, zieht die Erzählerin nach New York und kommt nach einem kurzen Aufenthalt bei ihrer Freundin Lisa zunächst im prestigeträchtigen Studierendenwohnheim *International House* unter. Hier fühlt sie sich jedoch nicht wohl, da sich ihre Mitbewohner*innen »für nichts anderes als ihre eigenen Karrierepläne, manchmal für bestimmte Sportarten und, auf eine höchst kleinkrämerische Art, fürs Geld [interessierten].«⁴⁷ Wenig später findet sie ein Zimmer in einer Wohngemeinschaft polnischer Migrant*innen in der Haven Avenue und kann daraufhin durch die Vermittlung einer Freundin in ein von »einer Gruppe unerschrocken radikaler Mieteraktivisten«⁴⁸ selbst verwaltetes Haus am Rande des Meatpacking Districts am westlichen Ende von Chelsea ziehen. Danach wohnt sie in einer »flurlose[n] Einzimmerwohnung«⁴⁹ und der Roman endet mit dem Erwerb einer Eigentumswohnung im *Christodora House*.

Diese Tendenz von kollektiv-politischer zu privatistischer Wohnsituation, von großer Wohneinheit, wie es im Kolbheim oder der Schubertstraße der Fall war, wo ein ganzes Haus gemeinsam bewirtschaftet wurde, hin zur kleinen Ein-Zimmer-Wohnung lässt sich auch bei ihren Stationen in den USA beobachten: Vom Studierendenheim

45 Die Bezeichnung Spontis leitet sich von der abwertend gemeinten Bezeichnung als Spontaneisten durch die K-Gruppen ab.

46 Heider: Keine Ruhe nach dem Sturm, S. 173.

47 Ebd., S. 30–31.

48 Ebd., S. 159.

49 Ebd., S. 216.

zieht sie in Wohngemeinschaften und schließlich in ein Ein-Zimmer-Apartment. Dieser sukzessive Rückzug aus den kollektiven Wohnformen wird durch den Kauf einer Eigentumswohnung abgeschlossen und auf eine neue Ebene gehoben. Der Erwerb des Eigentums ist für die erinnerungspolitischen Implikationen des Romans von besonderem analytischen Wert und wird deshalb einem *close reading* unterzogen.

1.3 Der Antritt des Erbes

1.3.1 ›Verrat‹ und Verheißung: der Erwerb der Eigentumswohnung

Der Weg der Erzählerin durch häufig wechselnde, anstrengende, aufreibende und, wie oben gezeigt, teilweise gefährliche Wohnsituationen wird am Ende des Romans mit einem ›überraschenden‹ Erbe, das sie von ihrer Mutter erhält, beendet.

Ich hatte das [einen Umzug in das günstigere Brooklyn, S. Schw.] schon erwogen und mich in Williamsburg, wo damals die ärmeren der Künstler lebten, nach Wohngemeinschaften umgesehen, als meine Mutter mir unerwartet Geld vererbte. Ich empfand das Glück als unverdient und sprach lange mit niemandem darüber. Zur Erleichterung von meinen Existenzsorgen trat jetzt paradoxerweise eine bislang nicht gekannte Existenzangst hinzu. Mein Vater fiel mir ein, der unter der irrationalen Furcht gelitten haben soll, in Armut sterben zu müssen, kärglich ernährt von Brotsuppe. Nur zögernd begann ich, mir Eigentumswohnungen anzuschauen, die, wären sie für mich erschwinglich gewesen, nicht viel besser waren als die Bleibe in der East 5th Street. Nach einer solchen Besichtigung erzählte ich meinem Freund Ivan Galietti von dem Erbe. Seine Mutter habe ihm nur Schulden hinterlassen, sagte Ivan, riet mir aber neidlos zu einem Wohnungskauf. ›Ich weiß ein Haus, das dir gut stehen würde‹, sagte er und beschrieb das ›Christodora House‹ an der Avenue B. Das sei ein elegantes Gebäude, im Baustil genau zwischen Klassizismus und Art Deco, mit ungewöhnlich schönen Ausblicken. Madonna habe da gelebt, der deutsche Neoexpressionist Reiner Fetting, Iggy Pop und andere Prominente seien unter den jetzigen Bewohnern. Ich stellte mir dieses Haus sehr teuer vor und hörte nicht genau zu, weil ich eigentlich gar keine Zeit hatte. Ich war mitten in fieberhafter Arbeit an der amerikanischen Ausgabe des Anarchismusbuches.⁵⁰

In dieser Textstelle zeigt sich, dass die Erzählerin nicht nur über ein ökonomisches Erbe verfügt, sondern dass sie auch das habituelle Erbe ihrer bildungsbürgerlichen Eltern angetreten ist, das sich in ihrem New Yorker Netzwerk, ihrem ästhetischen Geschmack und dem distinktierten Wissen um gute Wohnlagen manifestiert. Nicht nur bei der Suche, sondern auch bei der Kaufentscheidung hilft ihr das Netzwerk, indem die Immobilie von einer befreundeten Architektin bewertet wird.

Um Rat gefragt, meinten die besser Gestellten meiner Freunde, ich müsse schnell handeln, einen Anwalt nehmen und der Sicherheit halber auch einen Architekten zu Rate ziehen. ›Das soll Clara machen‹, sagte Ivan, dessen riesiger Bekanntenkreis von Obdachlosen über Pizzabäcker bis zu Millionären reichte. Es fiel mir ein, dass ich ihn

50 Ebd., S. 271–272.

kürzlich zur Party eines Arztes und einer Architektin begleitet hatte, deren bildungs-bürgerliche Aura mich entfernt an meine Eltern erinnerte. Sie bewohnten ein raffiniert ausgebautes Loft an der Bowery, der sich gerade gentrifizierenden Säuer- und Penner-staße des East Village.⁵¹

Nach der Begehung entschließt sich die Erzählerin zum Kauf der Wohnung. Obwohl sie überaus erfreut ist, konstatiert sie ihrem Anwalt gegenüber: »das Christodora House [ist] ein Verrat an meinem bisherigen Leben.«⁵² Daraufhin fungiert ein Exkurs über die Geschichte des Hauses als Erläuterung ihres »Verrat[s]«.⁵³ Es wurde im Jahr 1928 fertiggestellt und diente als »Wohlfahrtseinrichtung für neue Arbeitsimmigranten der Lower East Side.«⁵⁴ Während des Zweiten Weltkriegs wurde es von der Marine requiriert und war in der Nachkriegszeit wiederum ein Wohlfahrtszentrum und »Tagungsort von Gruppen wie den Black Panthers, der Straßenbande sozialrevolutionärer Puertorikaner ›The Young Lords‹ und der Hippiegruppe ›The Diggers‹.«⁵⁵ Nach einem Brand im Jahr 1969 wurde es geschlossen und »mehrmals weiterverkauft, bis es 1987 zu einem Condominium für meist jüngere gut Verdienende wurde.«⁵⁶ Damit wurde es zum Symbol der fortschreitenden Gentrifizierung und war das Ziel mehrerer Attacken aufgebrachteter Anwohner*innen, die ihre Existenz dadurch gefährdet sahen. Diese im Roman erzählte Geschichte des Hauses deckt sich weitgehend mit der Realgeschichte. Ein Artikel über das Christodora Haus in der *New York Times* beschreibt den »Tompkins Square Park Riot«,⁵⁷ dessen Ziel das Haus schließlich wurde. Entzündet hatte sich der Riot an einer Sperrstunde, die über den Park verhängt werden sollte, in dem viele Obdachlose in informellen Zeltsiedlungen lebten.

The riot may have started at the park, but it ended, perhaps fittingly, across the street on Avenue B at the Christodora, which had converted two years before as a luxury condominium high-rise in Alphabet City, and had become a glaring totem of privilege in a neighborhood that was still littered with gutted tenements.⁵⁸

Die galoppierende Gentrifizierung mit ihrer Gleichzeitigkeit von Reichtum und sozialem Elend wird im Artikel anhand der Preisentwicklung der Eigentumswohnungen im Christodora Haus veranschaulicht:

This past March [2016, S. Schw.], an 800-square-foot condominium on the fifth floor sold for \$1.75 million, about \$400,000 more than the approximately 80-unit building sold for in the 1980s. A short stroll away, heroin can still be found. But so can shade-grown coffee, eggs en cocotte and lawyers pushing strollers.⁵⁹

51 Ebd., S. 273-274.

52 Ebd., S. 274.

53 Ebd.

54 Ebd.

55 Ebd., S. 275.

56 Ebd.

57 Alex Williams: How the Christodora House Became the Chelsea Hotel of the East Village [<https://www.nytimes.com/2016/09/01/fashion/christodora-house-east-village-book.html> (05.07.2019)].

58 Ebd.

59 Ebd.

Iggy Pop, selbst ehemaliger Bewohner des Christodora Hauses, hat diesem in seinem Lied *Avenue B*⁶⁰ ein Denkmal gesetzt:

Rapper standin' on the corner
Wrappers flyin' in the wind
[...]
And me, I'm sitting in my castle
On the verge of a divorce
And if I haven't got a hassle
I'll create my own, of course.⁶¹

Hier wird das Christodora Haus mit einer Festung gleichgesetzt, die eine klare Grenze zu den autochthonen Bewohner*innen der *Alphabet City*, einem Stadtteil im Bezirk *East Village*, markiert. Wenn man die Maßstäbe der Erzählerin zugrunde legt, die sich ihrer Selbstbeschreibung gemäß stets mit den Minderheiten und Unterprivilegierten verbündet, gegen Mieterhöhungen gekämpft und Häuser besetzt hatte, dann markiert der Erwerb einer Eigentumswohnung im Christodora, vor allem vor dem Hintergrund der Geschichte des Hauses, einen biografischen und politischen Bruch. Die Bewegung, der sich die Erzählerin zurechnet, trat mit Georg Büchners Aufruf »Friede den Hütten, Krieg den Palästen«⁶² an, und in einen Palast (»castle«⁶³), der den Frieden der Hütten (hier: der Zelte der Obdachlosen) gefährdet, erwirbt sie schließlich ihr Eigentum. Wenn sie die Attacken von wütenden Gentrifizierungsgegner*innen auf die mit Panzerglas geschützte Lobby des Christodora Hauses referiert, dann wird hier sinnbildlich herausgestellt, dass sie in Bezug auf die Wohnsituation die Seiten gewechselt hat und nun *hinter* dem trennenden Panzerglas zu Hause ist. Die Attacken derer, mit denen sie eigentlich sympathisiert, werden von der Erzählerin aus einer eigentümlichen Distanz geschildert, doch sie begründet die Entscheidung für den Erwerb der Eigentumswohnung nicht mit einer veränderten moralischen oder politischen Haltung. Im Text lassen sich andere Gründe ausmachen: Neben dem nicht genannten, aber vorgeblich günstigen Preis sind ästhetische Erwägungen die entscheidungsrelevanten Parameter. Während der Besichtigung des Hauses stellt die Erzählerin in der Beschreibung des »feine[n] Sandstein[s]«⁶⁴ und der »Reliefs in stilisiert romanischer Manier«⁶⁵ ihr distinktiertes Kunstverständnis aus. Die Lobby ist »geschmackvoller«,⁶⁶ als sie »vermutet hatte«.⁶⁷ Zum Fahrstuhl führt eine »dreiteilige Wandöffnung in Palladio-Form, umrahmt von

60 Iggy Pop: *Avenue B* 1999.

61 Ebd.

62 »In Kreuzberg am Mariannenplatz, über dem Eingang des 1971 von jungen Linken besetzten Georg von Rauch-Hauses, findet sich ein Spruch Georg Büchners: »Friede den Hütten, Krieg den Palästen.« Berliner Rebellen scheinen einen Hang zur Literatur zu haben und einen Drang zur Romantik. Ihre bevorzugte Figur ist die eines romantischen Verlierers.« Michael Sontheimer u. Peter Wensierski: *Berlin – Stadt der Revolte*. Berlin 2018, S. 12.

63 Pop: *Avenue B*.

64 Heider: *Keine Ruhe nach dem Sturm*, S. 272.

65 Ebd.

66 Ebd., S. 273.

67 Ebd.

holzgeschnitztem Renaissance-Dekor.«⁶⁸ Als sie in ihrer künftigen Wohnung der Aussicht gewahr wird, droht die Erzählerin ihre Contenance zu verlieren:

Die kleine Wohnung war lichtdurchflutet und bot einen überwältigend schönen Blick auf den herbstlich gefärbten Park und die westliche Skyline, geprägt vom zierlichen Spitzturm der St. Mark's Church, dem kitschigen Con-Edison-Gebäude mit der kupfergrünen Amphore oben drauf und den postmodernen Zweckendorf Towers. Wenn man nach rechts schaute, sah man das Empire State Building. Um die Tränen zu verbergen, die mir beim Gedanken, hier zu wohnen, die Augen verschleierten, trat ich an das zweite Fenster. Aber da raubte mir der Blick auf die Türme des World Trade Center, die Williamsburg Bridge und die Manhattan Bridge beinahe ganz die Fassung.⁶⁹

Hier wird der Blick einer Kennerin ausgestellt, die die Innenarchitektur und die Skyline der Stadt lesen und ästhetisch beurteilen kann. Ihr Netzwerk hilft ihr bei der Bewertung und dem Kauf der Wohnung, doch die Entscheidung für den Erwerb dieser Wohnung fällt im Moment der affektiven Überwältigung. Aus diskurstheoretischer Warte ist es interessant, dass der Roman mit der Kaufentscheidung im Jahr 1991 endet. In diesem Jahr erschien Fredric Jamesons *Postmodernism or, the Cultural Logic of Late Capitalism*.⁷⁰ Hier analysiert Jameson gesamtgesellschaftliche Verschiebungen, die er als Übergang zur Postmoderne versteht, etwa die Abkehr von Tiefenmodellen⁷¹ und eine wörtlich zu verstehende Oberflächlichkeit bzw. Oberflächenzentrierung. Bereits ein Jahr zuvor hatte David Harvey in *The Condition of Postmodernity*⁷² folgende Verschiebungen beschrieben, die in der von ihm ebenfalls als Postmoderne gekennzeichneten Epoche zu beobachten waren:

[...] aesthetics has triumphed over ethics as a prime focus of social and intellectual concern, images dominate narratives, ephemerality and fragmentation take precedence over eternal truths and unified politics, and explanations have shifted from the realm of material and political-economic groundings towards a consideration of autonomous cultural and political practices.⁷³

Im Roman wird diese behauptete Oberflächenzentrierung, respektive der Triumph der Ästhetik über die Ethik, in solchen Szenen verhandelt, in denen die Erzählerin mit Faszination und Expertise den Stil und die ästhetischen Raffinessen der Wohnungen ihrer wohlsituierten Freund*innen referiert. Dabei geht ihre Begeisterung nicht gänzlich in den postmodernen Theorien auf, die eine dezidiert ahistorische Oberflächlichkeit im Blick hatten, die sich so im Roman nicht ausmachen lässt, wenn sie etwa die Skyline

68 Ebd.

69 Ebd., S. 273.

70 Jameson: *Postmodernism, or, The Cultural Logic of Late Capitalism*.

71 Nach Jameson gibt es insgesamt fünf Tiefenmodelle: das hermeneutische Modell des Innen und Außen, das dialektische Modell von Wesen und Erscheinung, das existenzialistische Modell von Authentizität und Nichtauthentizität und die semiotische Opposition zwischen Signifikant und Signifikat. Vgl. ebd., S. 12.

72 David Harvey: *The condition of postmodernity. An enquiry into the origins of cultural change*. Oxford [England], Cambridge, Mass., USA 1990.

73 Ebd., S. 328.

der Stadt bestaunt. Dennoch fungiert die Beschreibung der ästhetischen Qualität der freien Wohnung im Christodora Haus als nicht weiter thematisierter oder anfechtbarer Grund für die Kaufentscheidung, obschon sich im Gespräch mit ihrem Anwalt an andeutet, dass die Ethik nicht einfach verschwindet, sondern schlichtweg geringer gewichtet wird, sie ist nicht mehr der »prime focus«:⁷⁴ So artikuliert die Erzählerin ihre Vorbehalte: »Wäre es moralischer, eine Wohnung an der Upper West Side zu kaufen?«, fragte ich meinen Anwalt. »Nein«, meinte der, »aber eine bessere Investition.«⁷⁵

Nach dieser Aussage schließt der Roman mit der Paraphrase eines Traums, den die Erzählerin kurz nach Abschluss ihres Kaufvertrags hat: Sie träumt von einem Picknick mit ihren Freunden im Thompkins Square Park. Diese reisen mit einem Privatflugzeug an, das auf einer der Parkwiesen landet. Sie essen »Weißbrot, Käse, Obst und Wein«,⁷⁶ ihre Freundin Clara, eine Architektin, erscheint »in einem grünen Chanel Kostüm.«⁷⁷ Plötzlich hebt das Flugzeug mit ihrem Manuskript auf der Rampe ab und verteilt die losen Seiten des Manuskripts im Park. Die Erzählerin sucht vergeblich, die Seiten mit der Hilfe einiger Obdachloser aufzusammeln und verliert dabei ihre Handtasche mit dem geerbten Geld ihrer Mutter. Daraufhin heißt es:

Jetzt war alles vorbei. Weder Buchveröffentlichung noch Wohnung harrten meiner mehr. Ich hatte versagt, mein Leben ruiniert.⁷⁸

Daraufhin werden ihr kurzzeitig auch noch ihre Schminkutensilien gestohlen, und der Roman endet mit einem Einwilligen in die neue Situation: »Meine Freunde werden die Obdachlosen sein, meine Wohnung ein Zelt im Park.«⁷⁹

Durch den Traum wird das ökonomische und das kulturelle Kapital der Erzählerin durch die fliegenden Manuskriptseiten und den mit geerbtem Geld gefüllten Koffer allegorisiert. Hier manifestieren sich sowohl ein schlechtes Gewissen als auch die bürgerlichen Werte, die entgegen ihrer Solidarität zu und ihrem bisherigen Zusammenleben mit den sozial und ökonomisch Ausgeschlossenen handlungsleitend sind. Ohne eigene Publikation und ohne Eigentum erscheint ihr das Leben, zumindest im Traum, »ruiniert«⁸⁰ zu sein. Am Ende des Romans artikuliert sich kein gesamtgesellschaftlicher Veränderungswille mehr, sondern die Sehnsucht nach ökonomischer Absicherung, nach Selbstverwirklichung und nach Anerkennung in den Künstler*innen- und Intellektuellenkreisen. Entgegen ihrer im Roman deutlich ausgestellten Aversion gegen den Individualanarchismus Max Stirners ließe sich die Erzählerin in ihrer Abkehr von kollektiven Lebensformen und der Priorisierung ihrer individuellen Wünsche als eine Stirner'sche Einzige verstehen, die letztlich auf ihr Eigentum besteht. So endet der Traum vom revolutionären Anders-Sein, sowohl auf der gesellschaftlichen als auch auf der persönlichen Ebene, für die bildungsbürgerliche Angehörige der Nachkriegsgeneration mit

74 Ebd.

75 Heider: Keine Ruhe nach dem Sturm, S. 275.

76 Ebd., S. 276.

77 Ebd.

78 Ebd.

79 Ebd., S. 277.

80 Ebd., S. 276.

dem Antritt ihres Erbes. Dies lässt sich in zweierlei Hinsicht deuten: Zunächst tritt die Erzählerin ihr finanzielles Erbe an und kann ihr vormals prekäres Leben durch den Kauf der prestigeträchtigen Eigentumswohnung absichern. Diese Wohnung schützt sie vor den Zugriffen des Kollektivs, seien es Spontis, Hausbesetzer*innen, Mitbewohner*innen oder Vermieter*innen. Sie ist – endlich – allein. Auf der habituellen Ebene tritt sie das Erbe ihrer liberalen und bildungsbürgerlichen Eltern an, indem sie in New York in denselben Kreisen verkehrt, in denen schon ihre Eltern in Frankfurt verkehrt hatten; mit Ärzt*innen, Architekt*innen, Anwalt*innen und Künstler*innen. Im Traum deuten sich die Schuldgefühle an, die die Erzählerin angesichts ihrer privilegierten Situation hat; hier wird sie als eine Person ausgestellt, die zwischen der bildungsbürgerlichen Mittelschicht und den deklassierten Obdachlosen steht und sich nur im Traum mit Letzteren gleichmacht, aber ökonomisch und habituell Ersteren angehört.

1.3.2 Die Ermöglichungsbedingungen des Lebensstils

Sowohl die politischen Positionen der Erzählerin, die sich aus der grundsätzlichen Sympathie für Außenseiter*innen speist, als auch der bildungsbürgerliche Habitus ihres Elternhauses halten sich durch. Bei ihrer publizistischen und akademischen Tätigkeit profitiert sie vom kulturellen Kapital ihres Elternhauses, in dem ihre Mutter fließend Italienisch spricht und ihr Vater, von Beruf Oberarzt, ihr »[S]chon an der Wiege [...] Gedichte von Goethe, Mörike, Rilke, Hölderlin und Trakl vor[las]«. ⁸¹ Sie versteht es, Netzwerke zu knüpfen und sich auf Partys mit Künstler*innen, Wissenschaftler*innen und Bohemiens zu verständigen. Ihr selbstgewähltes Prekarität als freie Autorin ist abgesichert durch das ökonomische Kapital der Eltern, und so wird das Erwerbsleben zumeist in einer Beiläufigkeit verhandelt, in der existenzbedrohende Prekarität nicht geschildert werden kann. ⁸² Die Erzählerin gibt ausführlich Auskunft über ihre jeweiligen Wohnsituationen, doch ihre finanzielle Lage bleibt jenseits der sporadischen Erwähnung von kleineren Erwerbsarbeiten Anathema, was darauf schließen lässt, dass diesbezüglich kaum Grund zur Sorge bestand. So zeigt sich, wie voraussetzungsvoll der frei und anarchistisch erscheinende Lebensentwurf der Erzählerin – vor allem nach 1989 – ist. Das doppelte Erbe ermöglicht den Lebenswandel der Erzählerin und wird mit dem Ende der Systemkonkurrenz und der Demontage des Wohlfahrtsstaats zunehmend wichtiger. Denn die kulturelle Revolution der 1968er-Bewegung wurde, folgt man Koppetsch, durch wohlfahrtsstaatliche Garantien ermöglicht, und demnach ist das Festhalten an politischen Idealen in den nach 1989 herrschenden wirtschaftlichen Rahmenbedingungen ungleich schwieriger geworden:

Der Druck ist zu groß, um sich politische Ansichten in Arbeit und Beruf noch leisten zu können. Zahlreiche Beschäftigungsnischen wie Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen wurden geschlossen. Universitäten und andere öffentliche Einrichtungen sind keine kulturellen Schmelztiegel mehr, sondern unterliegen dem ökonomischen Wettbewerb. Diejenigen, die am Gestus des Politischen festhalten, rücken ins Abseits. [...]

⁸¹ Ebd., S. 13.

⁸² Vgl. hierzu die Studie über Prekaritätsromane von Till Mischko, in denen Geld, Arbeit bzw. Arbeitslosigkeit eine zentrale Rolle spielen: Till Mischko: Prekarität in deutschsprachigen Romanen der Gegenwart. Frankfurt a.M. 2022.

Offiziell leben sie [diejenigen die in Kunst und Wissenschaft arbeitslos wurden, S. Schw.] von Alleinselbstständigkeit, Autorenhonoraren oder einem eigenen, kleinen Geschäft. Doch ein Blick hinter die Kulissen offenbart zumeist, dass diese beruflichen Tätigkeiten kein existenzsicherndes Einkommen erzielen und manchmal auch nur Alibifunktionen erfüllen. Die wahren finanziellen Verhältnisse werden zumeist verschwiegen – das Leben in alternativen Lebensformen, also das Leben der Boheme, hat in der Lebensmitte keine Berechtigung mehr.⁸³

So ließe sich sagen: Eine politische Haltung oder gar politischen Aktivismus muss man sich nach 1989 angesichts der Demontage des Wohlfahrtsstaats wortwörtlich noch leisten können.

Obwohl die Erzählerin viele Diskurse der alternativen Szene in ihren Schilderungen referiert, findet die Debatte um die ›Professionalisierung‹ der Spontis im Text keine Erwähnung. Die Alternativökonomie, innerhalb derer sich viele Spontis bewegten, kam durch die Folgen der Wirtschaftskrise Anfang der 1980er Jahre in ökonomische Bedrängnis. Dies hatte zur Folge, dass eine intensive Debatte darüber geführt wurde, ob sich dem ökonomischen Druck durch Professionalisierung anzupassen wäre oder ob man eher mit seinen Prinzipien untergehen solle. Es folgte eine Professionalisierungswelle, im Zuge derer sowohl kollektiv geführte Betriebe als auch Kultur- und Zeitungsprojekte ›reformiert‹ wurden. Dies geschah notwendigerweise auf Kosten alter ›Sponti-Werte‹, etwa der prinzipiellen Ablehnung von Hierarchien und des Leistungsprinzips.⁸⁴ Die Professionalisierung hat, gerade im Frankfurter Umfeld, zu einigen »erstaunlichen Karrieren«⁸⁵ geführt. Auch der Werdegang der Erzählerin erscheint vor dem Hintergrund der szeneeigenen Entwicklungen als eine Ausprägung der Professionalisierungstendenz. So steht ihre Dissertation im Widerspruch zu den Werten, die in der 68er-Bewegung der Anfangszeit vertreten wurden:

Man verachtete die Qualifizierung mittels individuell erbrachter und von akademischen Würdenträgern abgesegneter Geistesprodukte. Kollektive Wissensaneignung außerhalb des universitären Rahmens und politische Praxis hatten Vorrang.⁸⁶

Nach der Dissertation kann sie sich als Publizistin etablieren und, wie erwähnt, ein beachtliches Netzwerk knüpfen. In ihren Publikationen hält die Erzählerin an ihren Werten fest. Dass die von ihr gewählten beruflichen Tätigkeiten im Vergleich mit anderen Berufsfeldern vergleichsweise wenig langfristige ökonomische Sicherheit bieten, kann als Unterordnung ökonomischen Erfolgs unter die von ihr vertretenen Ideale gedeutet werden. Allerdings sind die prekären Tätigkeiten zwischen Publizistik und akademischer Welt wie gesagt durch das Erbe abgesichert. Einem bürgerlichen Lebensentwurf hat sie sich (nur) insofern entzogen, als sie keine Familie gegründet und ihr Leben keinem Mann untergeordnet hat. Doch abgesehen davon determinieren der bildungsbürgerliche Habitus und das ökonomische Kapital in letzter Instanz die Lebensgestal-

83 Koppetsch: Die Wiederkehr der Konformität, S. 97.

84 Für eine detaillierte Darstellung vgl. Sebastian Kasper: Das Ende der Utopien: der Wandel der Spontis in den langen 1970er Jahren. Freiburg 2017, S. 351ff.

85 Ebd., S. 356.

86 Heider: Keine Ruhe nach dem Sturm, S. 168.

tung der Erzählerin. Damit reflektiert das Ende des Romans den Diskurs um die 68er-Generation als einer Bewegung von »revoltierende[n] Bürgerkinder[n]«⁸⁷ oder, in der Diktion des damaligen Bremer Bildungssenators Moritz Thape (SPD), »verwöhnte[n] Bürgerkinder[n]«.⁸⁸ Nach Jürgen Große, der sich mit der 68er-Bewegung aus ostdeutscher Perspektive auseinandersetzt, finden diese Bürgerkinder nach einem Ausflug in die Radikalität wieder zu sich selbst, i.e. zu ihrer Klassenherkunft:

Bereits um 1980 wurden aus Hausbesetzern Hausbesitzer, spätestens 1989/90 hatte man die eigene Bürgerlichkeit entdeckt.⁸⁹

Hier rekurriert Große mutmaßlich auf die Hausbesetzer*innenszene in Westberlin, insbesondere auf die sogenannte »Verhandlerfraktion«, also diejenigen Hausbesetzer*innen, die bestrebt waren, ihre Besetzungen in reguläre Mietverträge zu überführen. Zudem wird auf das Erbe verwiesen, mit dem viele westdeutsche Hausbesetzer*innen rechnen durften und durch das sie schließlich auch ohne Häuserkämpfe zu Hausbesitzer*innen wurden. Die Geschichte des Christodora Hauses und der Wandel der ehemaligen Hausbesetzerin zur Eigentümerin verdichten im Brennglas die Diskussionen um den Status der 68er-Generation und der von ihnen ausgehenden (lediglich) »kulturellen Revolution«. In dieser Kritik wird jedoch häufig unterschlagen, weshalb die Hausbesetzer*innen gerade um 1989/90 »die eigene Bürgerlichkeit entdeckt«⁹⁰ haben. Dieser Wandel hat eine materielle Basis und ist nicht lediglich durch die subjektive Abkehr der Protagonist*innen von ihren Werten zu erklären. Koppetsch hebt hervor, dass die Kritik an den Verhältnissen der Nachkriegszeit die wirtschaftliche Stabilität und die jederzeit mögliche Unterstützung durch den bundesdeutschen Wohlfahrtsstaat als materielle Basis hatte. Eine solche Basis ist mit der Zäsur von 1989 nicht mehr gegeben. Das im Roman in seiner Entstehung gezeigte alternative Milieu, dem 1982 noch 5 Prozent der Bevölkerung zugerechnet wurden, gilt seit 2000 als gänzlich verschwunden.⁹¹ Das beschriebene Möglichkeitsdenken, die Aufbruchsstimmung und die fast eschatologische Erwartung einer bald eintretenden fundamentalen Veränderung der Gesellschaft hatten demnach eine gänzlich anders geartete materielle Basis. Die Geschichte der Erzählerin lässt sich so nicht einfach als Verknüpfung individuell getroffener und freischwebender Handlungen und Entscheidungen begreifen. Diese müssen vielmehr als Ausdruck einer Entwicklung begriffen werden, die mit dem Verschwinden des alternativen Milieus, dem Wegfall eines Urvertrauens in sozialstaatliche Absicherung und einem entpolitisierenden Diskurs vom »Ende der Geschichte« einhergeht. Das Streben der Erzählerin nach einer eigenen Wohnung ist der Ausdruck eines zunehmenden Verschwindens (politisch motivierter)

87 Jürgen Große: Radikaler Konformismus. 1968 und das Glück der Erben – eine Bilanz aus ostdeutscher Sicht [<https://www.neues-deutschland.de/artikel/1087858.und-ostdeutschland-radikaler-konformismus.html> (02.07.2019)].

88 Helmut Reuter: 68er legten Bremen lahm [https://www.welt.de/print/die_welt/hamburg/article172475589/68er-legten-Bremen-lahm.html (02.07.2019)].

89 Große: Radikaler Konformismus.

90 Ebd.

91 Vgl. Ebd., S. 97.

kollektiver Wohnformen und stellt für die alleinstehende Frau auch eine nicht zu unterschätzende (ökonomische) Sicherheit dar.

1.4 Die Dialektik der Kritik

Der Roman zeigt anhand des Werdegangs der Erzählerin, dass sie sowohl Ausdruck als auch Agentin der sich vollziehenden gesamtgesellschaftlichen Umbrüche ist, und führt vor, dass ein Leben in den bestehenden Verhältnissen stets ein Leben in Widersprüchen ist. In diesem Sinne wird auch der Status der Häuserkämpfe verkompliziert. Diese wurden zunächst als radikaler Bruch mit den Verhältnissen intendiert und verstanden, doch war die dadurch entstandene Belebung der Straßenzüge und Wohnviertel ein Faktor in der zunehmenden Gentrifizierung. Susanne Mayers spielt auf diese Entwicklung in ihrer Kurzrezension des Romans in der *Zeit* an:

Wild geworden: Nicht jeder hatte das Glück, Ende der sechziger Jahre reif genug zu sein, um umstandslos vom Petticoatkleid in Omas altes Samtkleid zu schlüpfen und sich dann in gesellschaftlich befreienden Situationen zu erfahren. Für die Neidischen, die Zuspätgeborenen ist dieses Buch, natürlich auch für Veteranen, die sich so gern erinnern: wie sie dem militärischen Drill des deutschen Gymnasiums entflohen. Wie sie selbst die Bolivianer befreien wollten, es dann aber nur zur Rätedemokratie im Studentenheim reichte, wie ausgerechnet die Linke den Stuck der großbürgerlichen Villen rettete, für Yuppies. Ulrike Heider trieb es Ende der Achtziger aus Frankfurt nach New York, auch dort lebt sie sich im Häuserkampf voll aus, immer dabei im Stile von: ›Unsere Stärke war unsere Radikalität, in der wir unerfüllbare Forderungen stellten, Kompromisse ablehnten und den Konflikt auf die Spitze trieben.‹ Ulrike, lachen!⁹²

Mayer übergeht, dass die Erzählerin sich in den USA sukzessive aus dem Häuserkampf zurückzieht, an dem sie hier eher marginal beteiligt war. Interessant ist hingegen die Auflistung der möglichen Rezipient*innen: Sowohl die »Veteranen«⁹³ als auch die »Zuspätgeborenen«⁹⁴ sollen durch den Roman angesprochen werden. Hier werde gezeigt, wie die »Linke den Stuck der großbürgerlichen Villen rettete, für Yuppies«. ⁹⁵ Die Semantik des Satzes ist zweideutig. Zunächst ließen sich die Yuppies als Fortsetzung der oben begonnenen Aufzählung der möglichen Leser*innenschaft verstehen. Der Roman wäre demnach auch für Yuppies »geeignet« und interessant. Die andere mögliche Deutung setzt die Yuppies mit dem vorangegangenen Satz in Beziehung, und so würde es heißen, dass die »Linke«⁹⁶ den Stuck der großbürgerlichen Villen letztlich für die Yuppies gerettet habe. In der Tat besetzten und erhielten die Student*innen in Frankfurt (und anderswo) vornehmlich alte, von den Vermieter*innen nicht selten vorsätzlich in einen schlechten Zustand versetzte Villen, und die Erzählerin berichtet in der

92 Susanne Mayer: Ulrike Heider: Keine Ruhe nach dem Sturm [<https://www.zeit.de/2002/08/SACHB UCH/komplettansicht> (28.08.2019)].

93 Ebd.

94 Ebd.

95 Ebd.

96 Ebd.

Rückschau wehmütig und verächtlich von den städtebaulichen Veränderungen, die in Frankfurt vorgenommen wurden und im Zuge derer viele Altbauten abgerissen wurden. Die Hausbesetzer*innen hatten, sowohl in Frankfurt als auch in Berlin, eine Vorliebe für solche Häuser, die heute mit ihrer ›alten Bausubstanz‹ auf dem Wohnungsmarkt begehrt und umkämpft sind. Indem die Besetzungen manchmal den Abriss solcher Häuser verhindern konnten, kann tatsächlich davon die Rede sein, dass die »Linke«⁹⁷ den Stuck für die Yuppies gerettet habe, indem sie Häuser ›instandbesetzt‹ und durch stellenweise harte Auseinandersetzungen erhalten haben, die heute längst nicht mehr von Besetzer*innen, sondern eben von oben erwähnten Yuppies bewohnt werden. So schlug der durch die Besetzungen scheinbar abgewehrte Zugriff des Kapitals nicht selten in sein Gegenteil um: Durch die ›Belebung‹ der besetzten Häuser und des Straßenlebens »trugen die im Kontext der Hausbesetzungen entstehenden Kneipen und subkulturellen Treffpunkte zu einer nachhaltigen Veränderung und letztlich Aufwertung der Stadtviertel bei, in denen die besetzten Häuser oder Zentren standen.«⁹⁸

Das Portrait der 68er-Bewegung und des sogenannten Alternativmilieus in diesem autobiografisch markierten Roman ermöglicht für die »Zuspätgeborenen«⁹⁹ einen Einblick in vergangene (subkulturelle) Lebenswelten, gleichzeitig sind die hier verhandelten Ideale und Lebensentwürfe jedoch die Vorreiter und die Avantgarde gegenwärtig verbreiteter Arbeitsverhältnisse und kultureller Vorlieben und damit gar nicht so weit entfernt von heutigen ästhetischen Standards und postfordistischen Arbeitsverhältnissen. Die Erzählerin kann diesbezüglich als Vorreiterin und Diffusionsagentin des *neuen Geist des Kapitalismus*¹⁰⁰ gelten. Mit diesem Begriff charakterisieren Luc Boltanski und Eve Chiapello ein neues Verwertungsregime, das sie die *projektbasierte Polis* nennen. Als wesentlichen Motor für dessen Genese identifizieren sie die sogenannte Künstlerkritik, deren Fokus in marxistischer Terminologie gesprochen die Aufhebung der Entfremdung ist. Diese neue Polis entstand, indem die maßgeblich von der 68er-Generation formulierte Künstlerkritik an unflexiblen Arbeitsverhältnissen, starren Hierarchien, unzureichenden Möglichkeiten für die Selbstverwirklichung und der Forderung nach mehr Autonomie partiell aufgenommen wurden:

So sind z.B. die Eigenschaften, die in diesem neuen Geist eine Erfolgsgarantie darstellen – Autonomie, Spontaneität, Mobilität, Disponibilität, Kreativität, Plurikompetenz (im Unterschied zu der beengten Spezialisierung der älteren Arbeitsteilung), die Fähigkeit, Netzwerke zu bilden und auf andere zuzugehen, die Offenheit gegenüber Anderem und Neuem, die visionäre Gabe, das Gespür für die Unterscheide, die Rücksichtnahme auf die je eigene Geschichte und die Akzeptanz der verschiedenartigen Erfahrungen, die Neigung zum Informellen und das Streben nach zwischenmenschlichem Kontakt – direkt der Ideenwelt der 68er entliehen.¹⁰¹

97 Ebd.

98 Sebastian Haunss: Identität in Bewegung. Prozesse kollektiver Identität bei den Autonomen und in der Schwulenbewegung. Wiesbaden 2004, S. 117.

99 Mayer: Ulrike Heider: Keine Ruhe nach dem Sturm.

100 Luc Boltanski u. Ève Chiapello: Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz 2006.

101 Ebd., S. 143-144.

Die Erzählerin kann als prototypische Vertreterin der Künstlerkritik gelten, da ihr Lebensentwurf die Arbeitsverhältnisse der neuen Polis vorbereitet und vorwegnimmt: Ihr Ziel ist stets die größtmögliche Autonomie, sie erstrebt keine lebenslange Festanstellung und hat keine festen Bindungen, so dass sie beispielsweise problemlos in die USA emigrieren kann. Ihr Berufsleben als freie Journalistin folgt mit Aufträgen für Radiofeatures oder eigenen Publikationen dezidiert der Projektlogik. Auch ihre gute Vernetzung, nicht nur in Deutschland, sondern auch in den USA, entspricht den Anforderungen der neuen Polis. Ihre Kontakte ermöglichen es ihr, wie oben beschrieben, Unterkünfte zu finden oder auf Expertise für Kaufentscheidungen zurückzugreifen. Dabei lässt sich »nur schwierig unterscheiden, wann man sich dem Privatleben und wann dem Berufsleben widmet, ob man mit Freunden oder geschäftlich zu Abend isst, ob die Kontakte affektiv oder nützlich sind.«¹⁰² Sie hat die »Oppositionsbildungen zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit«¹⁰³ überwunden: Um den Preis eines prekären und selbstverantwortlichen Erwerbslebens gelingt es ihr, ihre privaten Interessen, mehr noch ihre gesamte Biographie für die beruflich verfolgten Projekte fruchtbar zu machen und dementsprechend intrinsische Motivation für die Erwerbsarbeit zu mobilisieren. Damit entspricht sie den Wertigkeiten der projektbasierten Polis, in der »[d]ie Fähigkeit, sich in einem Projekt zu engagieren, sich rückhaltlos einzubringen, das Zeichen eines ›hohen Wertigkeitsstatus‹ [ist]. Ein solches Engagement setzt wiederum eine gewisse *Begeisterungsfähigkeit* [kursiv je im Original, S. Schw.] voraus.«¹⁰⁴ Diese kann die Erzählerin entwickeln, weil sie sich beruflich ›ihren‹ Themen widmet. So handelt ihre Doktorarbeit von den Schüler*innenprotesten in der BRD, weiterhin widmet sie sich sowohl in ihren wissenschaftlichen als auch journalistischen Projekten der Frauenbewegung sowie der Ideengeschichte und den gegenwärtigen Formen des Anarchismus.

Freilich geht die Künstlerkritik oft zu Lasten der Sozialkritik, deren Fokus nicht die Entfremdung ist, sondern die soziale Ungleichheit. Herman L. Gremlitz hat die in seinen Augen überbewertete ›Revolution‹ der 68er in der *konkret* in dieser Hinsicht scharf angegriffen. Er kritisiert, dass diese sich lediglich auf der kulturellen Ebene bewegt habe, die dem ›Überbau‹ zuzurechnen sei. Die ökonomische ›Basis‹ sei durch die 68er aus gutem Grund nicht angegriffen worden: »Das Problem dieser Bürgerkinder hieß: Wie werd ich Vati los, aber nicht sein Geld?«¹⁰⁵ Gremlitz kritisiert damit jenen Aspekt, der im Roman als unerwartetes Erbe auftritt:

Wie im universitären Besonderen so im gesellschaftlichen Allgemeinen: Die Bürgerkinder veranstalteten, um Vatis Aktien zu schonen, ihre Revolution im Überbau oder, wie sie sagten, in der ›Kultur‹, was der Kapitalherrschaft die Möglichkeit bot, jede ideelle Parole materiell zu verwerten – ad usum dividendi. Das Abschneiden alter Zöpfe macht vor allem die Friseure reich. Rebelle Gesten wurden zu Moden, die Moden zum Geschäft.¹⁰⁶

102 Ebd., S. 209.

103 Ebd., S. 155.

104 Ebd., S. 158.

105 Hermann L. Gremlitz: *Vergeßt 68!* [<http://www.infopartisan.net/archive/bok/boktext4.html> (02.07.2019)].

106 Ebd.

Diese Tendenz wird insofern von der Erzählerin verkörpert, als diese das Erbe ihrer Eltern antritt, ihr persönliche Autonomie und Flexibilität die höchsten Güter sind und der Widerspruch von Kapital und Arbeit für sie keine nennenswerte Rolle spielt. Ihre Vorreiterrolle macht sie dennoch nicht notwendigerweise zur bewussten Unterstützerin des entstehenden Verwertungsregimes. In ihren publizistischen und akademischen Projekten verteidigt sie konsequent anarchistische und feministische Positionen und kritisiert einen neuen Irrationalismus und eine wieder populär werdende binäre Zuschreibung von Geschlechterstereotypen. Sie kann ihre politischen Positionen hauptberuflich verteidigen und zählt nicht zu dem großen Kreis der Renegat*innen, die aus der 1968er-Bewegung hervorgegangen sind. Vor diesem Hintergrund hat das Gros der Rezensent*innen des Romans die persönliche Kontinuität der Erzählerin (die zumeist mit der Person Heiders gleichgesetzt wird) positiv hervorgehoben. Weder ist sie in die parlamentarische Politik gegangen noch in die Esoterik, noch hat sie sich zu politisch rechten oder rechtsradikalen Positionen bekannt. Die Erzählerin bleibt sowohl ihren politischen Ansichten als auch ihrer ökonomischen und kulturellen Herkunft treu, sie agiert, mit Gremliza gesprochen, als radikale Kritikerin im ›Überbau‹ und bleibt gleichzeitig in ökonomischer und habitueller Hinsicht bürgerlich.

Die erinnerungskulturelle Valenz des im Roman verhandelten Lebenswegs der Erzählerin besteht in der Binnendifferenzierung des Großbegriffs der 68er-Generation und darin, eine weibliche Perspektive auf die männerdominierte Welt der Spontis einzuspeisen. Gleichzeitig verdichtet der Roman im Werdegang der Erzählerin gesamtgesellschaftliche Entwicklungstendenzen. Abschließend soll danach gefragt werden, ob und wie das Erbe der portraitierten politischen Bewegung eine Kontinuität aufweist und mögliche Anschlusskämpfe inspiriert, die in die Jetztzeit reichen.

1.5 Was bleibt nach dem ›Ende der Geschichte‹?

Auch in der 2018 neu aufgelegten und um ein umfangreiches Glossar erweiterten Auflage findet sich kein Verweis auf etwaiges politisches Engagement der Erzählerin jenseits publizistischer Tätigkeiten, etwa in Form eines Vor- oder Nachworts oder einer Erweiterung der Geschichte um die Zeit nach 1991. Damit kann der Roman als additive Erinnerung an eine als *abgeschlossen* portraitierte Epoche gelten und widerspricht so in eigentümlicher Weise seinem eigenen Titel: Nach dem Sturm tritt sehr wohl eine gewisse Ruhe ein. Nachfolgenden Generationen wird im Roman der oft beschwerliche Lebensweg einer Erzählerin dargestellt, die nie wirklich dazugehören kann und will.¹⁰⁷ In ihrer Faszination und Solidarität für die Bewegung der 68er und deren Freiheitsversprechen bleibt die Erzählerin trotz interner Verwerfungen und persönlicher Verletzungen sehr lange Teil des Sponti- und Hausbesetzer*innenmilieus. Der Roman verhandelt ein Wissen über die Bewegung und reichert die Valenzen der Chiffre ›1968‹ an, indem

107 So schreibt Heide Platen: »Manchmal scheint sie daran zu leiden, dass sie so recht nicht zu irgend-einer Minderheit gehören kann, weder lesbisch, noch Jüdin, noch mit einem faschistischen Vater geschlagen ist. Sie muss sich selbst fast zwanghaft hinein- und herunterleben.« Platen: Brötchen mit Adorno.

die zahlreichen Strömungen, politischen Fehler und Fehden sowie die internen Verwerfungen vergegenwärtigt werden. Die Erzählerin beschreibt, wie sich die einstigen Aktivist*innen der Esoterik verschreiben, im parlamentarischen Politikbetrieb aufsteigen oder anderweitig Karriere machen. Die Zeit nach der Wende wird durch Auslassung als eine unpolitische Epoche klassifiziert. Das Ende der im Roman erzählten Geschichte koinzidiert so mit dem Untergang der Systemalternative und dem deklarierten ›Ende der Geschichte‹ (Fukuyama). Der Zusammenbruch des Ostblocks wird von der Erzählerin aus der Warte der Nationalismuskritikerin bewertet. Sie erkennt früh und mit großer Sorge, dass im Zuge der Wiedervereinigung rechte und rechtsradikale Positionen Auftrieb gewinnen werden. Der Untergang des Realsozialismus interessiert die bekennende Anarchistin nicht, ebenso wenig wie das sich dramatisch verändernde Kräfteverhältnis von Kapital und Arbeit. Der Antritt des elterlichen Erbes, der Rückzug ins Private der Eigentumswohnung und das im Roman durch Auslassung angedeutete Ende der politischen Bewegung folgen auf die Zäsur, die 1989 markiert. Das ›Ende der Geschichte‹ ist somit auch das Ende der im Roman erzählten Geschichte: Der politische autobiografisch markierte Roman konnte offenbar auch in der 2018er Neuauflage nicht fortgeschrieben werden.

Bemerkenswert ist, dass die Logik des Romans die erzähllogische Kopplung von politischer Bewegung und dem Schicksal der Figur umdreht. In den oben analysierten Romanen koinzidiert der Niedergang der politischen Bewegung mit dem Untergang der Figur(en), die diese Bewegungen allegorisieren. In *Keine Ruhe nach dem Sturm* lässt sich eine gegenläufige Dynamik feststellen. Nach entbehrungsreichen, von Konflikten und Enttäuschungen geprägten Jahren in linksalternativen Zusammenhängen kann sich die Erzählerin letztlich ihre Träume erfüllen: Sie zieht nach New York in ihre erste selbst besessene und ihren hohen ästhetischen Ansprüchen genügende Wohnung, promoviert und publiziert regelmäßig. Proportional zum sich sukzessive einstellenden Erfolg der Erzählerin nimmt die Stärke der politischen Bewegung ab, der sie sich zugehörig fühlt. Diese Entwicklung endet symbolisch damit, dass sich die Erzählerin nach dem Untergang der Systemalternative auf dem bisherigen Höhepunkt ihres persönlichen Lebens befindet.

Kontrastiv zu dem erfolgreichen Lebenswandel der Erzählerin soll im folgenden Unterkapitel der Roman *Begrabt mein Herz am Heinrichplatz* analysiert werden, der ebenfalls von einem anarchistischen Außenseiter handelt, der sich jedoch dem Erfolgsdenken konsequent verweigert und dem kein gesellschaftlicher Aufstieg oder Erfolg zuteil wird. Der Roman schließt chronologisch an Heiders Text an, insofern hier die Autonomen im Fokus stehen, die als Erben der Spontis gelten.

2 Sebastian Lotzer: *Begrabt mein Herz am Heinrichplatz* (2017)

Der im Juni 2017 erschienene Roman *Begrabt mein Herz am Heinrichplatz* von Sebastian Lotzer erschien im Verlag *Bahoe Books*, einem selbstverwalteten Verlagsprojekt mit dem Schwerpunkt auf der Geschichte der europäischen Arbeiter*innenbewegung.¹⁰⁸

108 *Bahoe* ist ein Wiener Wort für Krawall oder Randalie.